

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 222. Bromberg, den 17. November 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von **Karl Emil Franzos.**

(6. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Sechstes Kapitel.

„Es war so gegen Ende des Winters", pflegte er darüber zu erzählen, „da läßt mich einmal Jossef Grün, der Vorsteher, rufen und mietet mich, mit seinem Sohn Schmule nach Sadagóra zu fahren, zum Wunderrabbi.

Der Schmule ist so in meinem Alter, damals also war er im zwanzigsten, aber dabei blaß, schwach, kränklich wie ein zwölfjähriges Kind. Weil jedoch Jossef gar so ein frommer Mensch war, so hat er ihn schon den Herbst vorher verheiratet, noch dazu mit einem Mädchen, welches um zwei Jahre älter war und dabei dick und rot wie ein Maschansker Apfel. Aber wie ein halbes Jahr vorbei ist und sich noch immer keine Hoffnung auf ein Enkelchen zeigt, wird der Alte ungeduldig und denkt: der große Rabbi muß es richten.

Wie er mir das erzählt, und ich mir so den Schmule anschau', denk' ich mir im stillen: „da hat der Mann recht, ohne ein Wunder wird dieses schwächliche Kind nicht Vater werden." Laut aber verspreche ich alles, um was der Alte mich bittet: acht zu geben auf den Schmule und mit ihm vor den Rabbi zu gehen und ihn dort zum Reden zu bewegen, weil der schüchterne Junge sonst vielleicht gar nicht sein Anliegen vorbringen möchte.

So fahren wir also aus, kommen am Abend des zweiten Tages nach Sadagóra und kehren in einer Schenke ein. Dort sind einige Juden, die uns gleich vertraulich näher rücken und fragen, wozu wir gekommen sind — aber nicht aus Neugier und noch weniger aus Gutmütigkeit. Das ganze armselige Nest lebt ja nur vom Rabbi, und darum sind alle seine freiwilligen oder bezahlten Helfer.
Die Fremden werden ausgeforscht, man berichtet dann ihren Namen, ihren Stand und ihr Anliegen dem Rabbi, und am nächsten Tage, wo er den Besucher vorläßt, kann der Mann mit leichter Mühe den Allwissenden spielen!

„Bei uns sollt ihr euch einmal eine Beule anrennen," denk' ich und fange an zu klagen, was für ein unerhörtes Schicksal den Schmule hergeführt hat. Seit wenig mehr als drei Jahren ist er verheiratet, und alle zehn Monate gebiert sein Weib Drillinge! Immer Drillinge, also zwölf Kinder in dreieinhalb Jahren — und gerade jetzt scheinen wieder neue unterwegs — ein richtiges Unglück!

Die Leute glauben's zuerst nicht, aber dann fang' ich an, es genau zu erzählen, als wär' ich selber die Mutter, und zähl' die Geburtstage und die Namen der Kinder auf und mach' von jedem die Stimme nach. Da werden selbst die Schlauesten von diesen frommen Gaunern gläubig und nicken ernst und suchen meinen Schmule zu trösten.

Der rückt unruhig hin und her, schweigt aber noch. Aber wie sie ihm gar sagen: „Der Rabbi kann alles, er wird gewiß den Schoß deines Weibes für immer verschließen!" da fängt er laut zu weinen an.

„Gott behüt' mich davor," schluchzt er, „dann prügeln mich mein Vater und mein Schwiegervater, daß mir kein Knochen im Leibe ganz bleibt." Und dann heult er ihnen sein wirkliches Unglück vor.

Anfangs schimpfen die Leute auf mich, aber dann wundern sie sich über meine Art, zu erzählen, und einer ruft: „Auf Ehr', ich hätt' geschworen, daß ich selbst die Kinder gesehen hab' —"

„Nun," sag' ich, „ich heiß' nicht umsonst der Pojaz!"

„Du bist der Barnower Fuhrmann?" rufen sie, „du bist Roseles Pojaz? Wieviel haben wir schon von dir gehört, du mußt noch mehr erzählen!"

Nun krame ich meine Geschichten aus und alle lachen, daß ihnen die Tränen über die Backen laufen. Und an jenem Abend hab' ich zum ersten Mal das Wort gehört, welches mir für mein Leben das Wichtigste, das Einzige geworden ist.

Was das für ein Wort war?

„Theater!"

Da sagt nämlich einer von den Sadagórern, welchen sie immer den „Meschumed" (Abtrünnigen) genannt haben, weil er viele deutsche Bücher gelesen haben soll — Sinai Welt hat er geheißen: „Gott," sagt er, „ewig schad', daß dieser Mensch ein Fuhrmann bleibt!"

Ich lach': „Prinz oder Wunderrabbi wär' mir auch lieber!" sag' ich.

„Ich kenn' etwas anderes," erwiderte er, „was dir vielleicht das Liebste wär' — Komödiant!"

„Was heißt das?" frag' ich.

„Das weißt du nicht?! So nennt man die Menschen, die im Theater die närrischen Leut' spielen, über die man lachen muß."

„Was ist ein Theater?" frag' ich weiter.

„Man sollt's doch nicht glauben," ruft er erstaunt, „wie sehr die Polnischen zurück sind! Also höre! Da tut sich eine Gesellschaft zusammen, Männer und Weiber, und sie mieten einen Saal und beschmieren sich die Gesichter und ziehen sich komische Kleider an, und stellen zusammen eine Geschichte vor, wie du sie uns allein vorgemacht hast — alles erlogen, keine Silbe wahr, aber solang' man zuhört, glaubt man, daß es wahr ist, und lacht oder weint. Die anderen Leut' aber zahlen, damit sie in den Saal gehen können und zuhören und zuschauen."

„Und was tut der Komödiant bei Tag?" frag' ich.

„Nichts, da raucht er Zigarren und ist ein großer Herr, weil er sich am Abend genug verdient!"

„Das glaub' ich nicht!" sag' ich.

„Ha! ha! ha!" lachen die Sadagórer, „er glaubt's nicht! So fahr doch nach Czernowitz — es ist ja kaum eine Meile — dort ist jetzt ein Theater."

„Das will ich," sag' ich drauf.

Es ist mir aber in jenem Augenblick nicht einmal so ernst damit gewesen. Erst als wir allein in unserer Schlafkammer sind, Schmule und ich, und ich kann nicht sogleich einschlafen — da fällt mir's wieder ein, und nun freilich hat mich der Gedanke gequält und zu rütteln begonnen. Denn das wär' ja ein Leben, wie ich mir's schon selber geträumt habe! Herumfahren, die Leut' anschauen, ihnen ihre Narrheiten abgucken und sie dann den anderen vormachen. Und nun erst von einem solchen Vergnügen auch reichlich leben können — heiß und kalt ist es mir geworden, ruhelos hab' ich mich herumgewälzt und erst gegen Morgen bin ich so eingedämmert . . .

Dann machen wir die Geschichte beim Rabbi ab, ohne viel Reden, kurz und gut: er bekommt dreißig Gulden und Schmule bekommt seinen Segen. Anfangs hat er freilich fünfzig verlangt, aber ich sag' ihm: „Dann fahren wir zum Nadwornaer Rabbi, der verlangt nur zwanzig Gulden, ob-

wohl er auf Zwillinge segnet!" — und da hat er schnell nachgegeben.

Als wir aus Sadagóra hinausfahren, lenke ich links ab, gegen Czernowitz.

Schmule bemerkt es gar nicht, bis wir endlich über der Pruthbrücke sind und in der Vorstadt, der Wassergasse. Da fängt er freilich zu schreien an, daß er nichts zu suchen hat in der unheiligen Stadt, in welcher die Juden Hochdeutsch reden und Schweinefleisch essen.

„Dann steig ab," sag' ich ruhig, „und miete dir einen Anderen."

Nun klammert er sich natürlich an mich, wir fahren den Berg hinauf, in die Stadt.

An der Straße, auf einem freien Platz ist ein Zelt aufgeschlagen, davor steht ein Mann, nur in gelbliche Leinwand eingenäht, daß er von fern wie nackt aussieht, und trompetete.

„Nur immer herein!" schreit er, und ein Haufe Gesindel steht vor ihm und lacht.

„Ist das ein Komödiant?" frag' ich ganz bekümmert, denn der Mensch hat sehr verhungert ausgesehen.

„Ja," antwortet mir ein Knabe.

„Also ist hier das Theater?"

„Nein!" lacht er, „das ist im Hotel Moldavie. Hier tanzt man auf dem Seil, und zwei Affen sind drin."

„Gottlob", denk' ich, und laß mir den Weg zum Hotel beschreiben. Gegenüber dem Hotel, in einem kleinen jüdischen Gasthaus, stell' ich den Wagen ein und lauf' gleich hinüber.

„Im ersten Stock ist das Theater," sagt man mir, „aber es wird erst um sechs geöffnet."

„Könnt Ihr mir keinen Komödianten zeigen," bitt' ich den Kellner, der auch ein Jude war, aber sehr komisch gekleidet — eine kurze, schwarze Tuchjacke hat er getragen und hinten waren zwei Schwänze dran.

„Warum?" fragt er.

Ich will's aber nicht eingestehen und bitt' nur immer fort. Er aber fragt mich immer wieder.

Da fährt mir's endlich so heraus.

„Weil ich selbst so ein Komödiant werden will."

Der Mensch schüttelt sich vor Lachen und greift mir an meine Wangenlöckchen und sagt: „Die mußt du dir noch schöner drehen, wenn dich der Direktor aufnehmen soll."

Im selben Augenblick geht ein langer „Deutsch" (Herr in moderner Tracht) an uns vorbei und will die Treppe hinauf.

„Herr Direktor", sagt ihm der Kellner, „hier ist ein neues Mitglied" — und erzählt ihm meinen Wunsch.

Der „Deutsch" schaut mich an, er hat ein Gesicht gehabt zum Erschrecken, blaß, furchtbar mager, ganz glatt rasiert, so daß er halb gelb, halb blau war — eine ungeheure Nase und funkelnde, stechende Augen — und noch dazu hat es fortwährend in dem Gesichte gezuckt.

Aber wie er mich fragt: „Ist es wahr?" da erschrecke ich nicht, sondern sage ruhig „Ja!" und erzähle ihm alles.

Der Kellner lacht fortwährend wie besessen, aber der Herr bleibt ernst und sagt mir: „Komm mit!"

Er führt mich in ein Zimmer im ersten Stock, da ist eine dicke Frau gesessen und hat sich eben das Gesicht weiß angeschmiert.

„Eulalia," sagt er ihr, „hör einmal zu."

Und mir sagt er :„Zeige uns, wie du dir deinen Namen als „Pojaz" verdient hast."

Ich nehme mir ein Herz und fang' an, meine Stücklein loszulassen — eins nach dem anderen. Der Herr schaut die Frau an, die Frau den Herrn, sie lachen nicht, wie sonst meine Zuhörer, aber dennoch glaube ich, daß es ihnen gefallen hat.

„Genug", sagt endlich der Herr und fängt mit der Frau zu reden an. Es war aber Hochdeutsch, noch dazu ungemein schnell, ich habe sehr wenig davon verstanden.

Endlich fragt mich der Herr: „Was meinst du selbst, Bursche, hast du Talent?"

Das habe ich damals nicht verstanden, ich habe geglaubt, er fragt, ob ich einen „Talis" (Betmantel) habe.

„Nein!" sag' ich also. „Aber wenn ich heirate, so muß mir meine Braut einen schenken."

Sie sind erstaunt, dann lachen sie und der Herr fragt wieder: „Ich meine, ob du glaubst, daß du zum Komödianten taugst?"

„Natürlich", sag' ich. „Ich?! Glauben Sie mir, so hat noch nie ein Mensch dazu getaugt."

„Das wird sich zeigen", schmunzelt er, „hier hast du eine Karte, schau dir heute die Vorstellung an und komm dann in den Speisesaal."

Da bitt' ich noch um eine Karte für meinen Schmule und dank' ihm schön und renn' wie verrückt die Treppe hinunter — in mein Gasthaus.

Den Schmule hab' ich in Tränen getroffen, das Kind hat sich allein gefürchtet in der fremden Stadt. Und wie ich sag', daß er Abends ins Theater gehen soll, weint er noch stärker und meint: Das ist ein schlechtes Vergnügen, eine Sünde, das tut er nicht. Und gleich will er fort.

„Gut!" sag' ich, „bleib zu Haus! Aber gleich einspannen? Wirklich nicht um die Welt!"

Denn ich kann nicht beschreiben, wie mir zu Mut war, so, als hätt' mir jemand tausend Gulden geschenkt, oder als hätt' ich zu viel Wein getrunken!

So lauf' ich also allein vor dem Hotel Moldavie auf und ab, bis es dunkel wird, und mein Herz hat mir gepocht zum Zerspringen.

Endlich läßt man mich in den Saal — ich war der Erste und hab' mich vorn hinsetzen wollen, aber mein Platz war auf einer Bank in der Mitte. Eben hat man die Lichter angezündet, ich habe mir angesehen, wie der Saal eingerichtet war. Aber das hat mich nicht sehr überrascht. Es war ja beinahe so, wie in unserer Betschul': unten Bänke für die Männer, oben zwei Galerien für die Weiber, und vor mir ein großer Vorhang, wie er „in Schul'" vor der Thoralade hängt. Nur daß dort nicht das Wort „Osten" eingestickt war, sondern es waren darauf nackte Kinder hingemalt, die so übereinandergepurzelt sind.

Später, wie die Leut' kommen, merk' ich, daß es doch ein großer Unterschied ist. Erstens waren es lauter feine „Deutschen", zweitens sind auch Männer hinaufgegangen auf die Weibersitze, und wieder haben sich Weiber auf die Männersitze gesetzt.

Dann hat plötzlich vor dem Vorhang eine Musik zu spielen begonnen. Es war ganz lustig, wie ein Tanz. Aber mir war nicht „tanzerig" — gefreut hab' ich mich freilich, aber dabei war mir furchtbar bang.

Nun endlich schiebt sich der Vorhang hinauf, merkwürdig, als ob er von selber ginge; man hat nicht gesehen, wer ihn zieht.

„Eine Gasse!" ruf' ich, daß sich die Leut' nach mir umschauen und zu lachen anfangen. Es hat mir wirklich geschienen, daß man da in eine Stadt hineinschauen kann — Häuser, ein Turm, eine Brücke. Und da kommen drei Leute heraus, alle schwarz angezogen, bemalte Gesichter haben sie gehabt und große falsche Bärte angeklebt.

Sie fangen an zu reden — verstanden hab' ich nur so viel, daß es gute Freunde sind und von Geschäften reden. Aber einer von ihnen war gewiß der Vornehmste, weil er einen Pelz getragen hat und weil die anderen so um ihn herumgetänzelt sind. Anton hat er geheißen, wie mein Freund, der Kutscher vom Bezirksvorsteher. Dieser Anton hat fortwährend mit der Zunge angestoßen und dabei mit dem Kopfe gewackelt, als ob er traurig wär'.

Dann sind noch einige Freunde gekommen, darunter ein junger Mensch mit einem blonden Bart, der will Geld von Anton borgen. Da hat sich aber gezeigt, warum Anton traurig ist: er hat selbst kein Geld und muß sich's erst borgen gehen.

Alle gehen hinaus, und da fängt auf einmal die Stadt zu wackeln an und schiebt sich hinauf! Es war alles nur auf Leinwand aufgemalt. Und statt der Stadt ist plötzlich ein ganz schönes Zimmer da, und da stehen zwei hübsche Mädchen und sprechen miteinander.

Natürlich — wovon reden Mädchen? — vom Heiraten reden sie! Aber der Älteren gefällt keiner, über jeden schimpft sie. Der eine ist zu lustig und der andere zu traurig und der dritte zu gescheit und der vierte zu dumm. Gerade wie die Panna Waleria, die Tochter vom Verwalter in Kopeczynce. „Gib acht", denk' ich mir, „daß du kein End' nimmst wie sie oder sitzen bleibst. Schön bist du freilich, aber das dauert nicht ewig." Da — mitten im Reden laufen beide hinaus, das Zimmer verschwindet — wieder die Stadt.

Kommt der Blonde mit einem alten Juden. Ich denk' mir gleich: „Jetzt will er sich das Geld vom Juden leihen!" Richtig, ist es so — dreitausend Dukaten, weniger nimmt er nicht. Und der Anton, sagt er, soll bürgen.

„Faule Fisch", denk ich mir, „der hat ja selbst kein Geld. Der alte Jud', wenn er kein Esel ist, wird sich doch vorher nach dem Anton erkundigen." Aber da kommt der Anton selbst dazu, redet auch in den Juden hinein. „Schajlock" hat er ihn genannt, weil ein Christ sich nie jüdische Namen merken kann, der Alte hat wahrscheinlich „Schaje" (Jesaias) geheißen.

Aber Schajlock will nicht. „Wo ist die Bürgschaft?" fragt er. „Auf was hinauf dreitausend Dukaten?!" Und dann macht er dem Anton Vorwürfe, daß er ihn früher angespien hat und überhaupt schlecht behandelt.

„Gott", denk' ich mir, „dieser Anton ist gewiß ein Pole. Die machen es alle so. Aber wenn sie Geld brauchen, kommen sie zu uns gekrochen und schmeicheln . . ."

Also die Leut' reden hin und her, alles kann ich nicht verstehen, denn auch Schaje spricht nicht wie ein ehrlicher Jud, sondern Hochdeutsch, nur daß er durch die Nase singt und mit dem Kopf wackelt.

Ich hör' ihm zu und weiß nicht, warum er mir so bekannt vorkommt. Auf einmal erkenn' ich ihn, es ist derselbe „Deutsch", der am Nachmittag mit mir gesprochen hat, aber ganz beschmiert und verkleidet.

„Gott", schrei' ich in meiner Überraschung, „der Direktor!"
Alle Leute wenden sich zu mir um und lachen.

„Was ist da zu lachen?" frag' ich. „Es ist wirklich der Direktor."

„Pst, pst", machen die Leut'.

Ich schweig' und hör zu, was der Schaje weiter redet. Die dreitausend Dukaten will er richtig hergeben, aber wenn Anton nicht zahlt, so darf ihm der Jud' ein Pfund Fleisch ausschneiden.

„Faule Fisch'!" denk' ich wieder. „Was hat Schaje mit dem Pfund Fleisch?! Ich bin gar nicht für solche Sachen. Damit macht man nur Rischchus (Judenhaß). Und dann — der Bezirksvorsteher wird es gewiß nicht zulassen, denn der ist ja auch ein Christ."

Aber Schaje läuft ums Geld, und wie er draußen war, da ist der Vorhang mit den nackten Kindern wieder heruntergefallen und die Musik hat angefangen zu spielen.

Ich denk', es kann noch nicht aus sein und bleib' sitzen. Die Leut' schauen mich an und flüstern und lachen, es hat mich wenig gekümmert. Ein alter Herr ist neben mir gesessen, der fragt mich: „Sie sind wohl zum ersten Male im Theater?"

„Wie nicht?" sag' ich, „kann man denn das in Barnow alle Tage sehen?"

„Also aus Barnow?"

„Ja, Sender heiß' ich und bin im Dienst bei Simche, dem Kutscher, wenn Sie ihn vielleicht kennen."

„Habe nicht die Ehre", sagt er.

„Die Ehre?" frag' ich. „Meinen Simche kennt wirklich jeder, es ist gar keine Ehre dabei."

Aber da hat sich der Vorhang schon wieder hinaufgeschoben.

Wieder ein Stück Stadt. Kommt ein junger Bursch, wie ein Narr angezogen, schneidet Gesichter, macht Witze mit jedem — sogar mit seinem alten blinden Vater, was mir gar nicht gefallen hat. Er erzählt, daß er Bedienter bei Schaje ist, und schimpft auf ihn — so ein Lump — jüdisches Brot frißt er und schimpft dann drauf! Gewundert hat's mich freilich nicht. Zum Beispiel der Janko, der Kutscher von unserem Doktor Schlesinger, der macht's grad' so!

Dann kommt Schajes Tochter, ein ganz hübsches Mädchen, aber so verdorben, wie gottlob in Barnow kein jüdisch Kind ist. Über den eigenen Vater macht sie sich mit dem Bedienten lustig aber wie Schaje kommt, ist sie ihm ins Gesicht hinein ganz gehorsam und demütig.

Aber was tut sie, wie er fort ist? Da verkleidet sie sich als Knabe und steckt seine Schätze zu sich, und wie ihr christlicher Liebhaber kommt, geht sie mit ihm durch.

Schimpf und Schande! Ich war so empört — zerreißen hätte ich sie können. Wie unserem reichen Moses Freudenthal seine Tochter Esther durchgegangen ist mit einem Husaren, da hat sie wenigstens den alten Vater nicht beschimpft und sein Geld liegen lassen. Die Leut' klatschen und schreien: „Sehr gut!" und „Bravo!", ich aber ruf': „Schlecht ist sie! Prügeln sollt' man sie!" Und da lachen sie wieder.

Erst wie die Stadt fortwackelt und wieder das Zimmer kommt mit den zwei lustigen Mädchen, hab' ich mich erinnert, daß es ja nur so ein Spiel ist.

Die Mädchen haben wieder gelacht, und es waren einige Herren bei ihnen, darunter einer mit einem schwarz angestrichenen Gesicht, und etwas von Kästchen haben sie gesprochen. Und immer wieder Kästchen! Ich hab' nicht recht hingehört — was gehen mich eure Kästchen an?! Ich hab' nur immer so nachdenken müssen, wie die Geschichte mit Schaje und mit der Tochter ausgehen wird, und ob sie auch reuig zurückkommen wird, wie Esther Freudenthal, um vor dem Hause des Vaters zu sterben.

Aber es ist ganz anders gekommen.

Zuerst spazieren da zwei Herren herein und erzählen mit Lachen, wie Schaje halb verrückt in der Stadt herumläuft. Und dann kommt er selbst, blaß, verstört, aber die „Galgans" (Lumpe) haben sich noch lustig über ihn gemacht!

Sie erzählen ihm, daß Antons Geschäfte schlecht stehen und daß er wird nicht zahlen können, und fragen, ob Schaje dann wirklich sein Fleisch nehmen wird?

„Ja," sagt der Alte und fängt an zu reden über Juden und Christen, und daß wir so bitter von den Christen verfolgt werden — durch Mark und Bein ist es mir gegangen und durch das tiefste Herz. Bis dahin hab' ich noch nicht so viel nachgedacht über uns und die Polen, und hab' geglaubt, es schickt sich so, aber jetzt haben sich mir die Augen aufgetan über das blutige Unrecht, das wir erdulden. Ach! wie hat der Alte gesprochen, welche Worte, welche Stimme! Bald hat er geweint, bald mit den Zähnen geknirscht. Totenstill ist es im ganzen Saal gewesen, die Tränen sind den Leuten in die Augen getreten.

Dann kommt noch ein Jud' und erzählt bald von Anton, bald von der Tochter, und Schaje hat vor Wut gebebt. Es hat ihm um die Dukaten grad' so leid getan, wie um die Tochter!

Anfangs hat mich das gewundert. Aber dann hab' ich mir gedacht: „Geld ist Geld, aber ein Mädel, das dem Vater fortläuft und ihn noch dazu bestiehlt, ist keine Tochter mehr!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Benefiz.

Eine Skizze aus dem Leben des Schauspielers Ludwig Devrient.

Von Walter Meckauer, Breslau.

Der Mime von heute, den Gastspielverpflichtungen nach den verschiedenen Teilen des Reiches führen, läßt durch seinen Agenten einen Schlafwagenplatz bestellen, besteigt am Abend den Zug und ist am nächsten Morgen an Ort und Stelle. Er begibt sich zum Theater, wohnt einer Durchsprechprobe bei, macht am Nachmittag einen Rundgang durch die fremde Stadt und steht um acht Uhr auf der Bühne, als wäre er immer dort gewesen. Ganz anders war es noch vor einigen Generationen. Es ist die Dämonie der Technik, die den Menschen von heute ohne Beziehung zu der Strecke des Weges, die er zurücklegt, an den Ort seiner Bestimmung führt; die das Entfernte verbindet und das zwischen zwei Zielpunkten Liegende ausschaltet und nicht einmal in sein Bewußtsein gelangen läßt. Eine Begebenheit wie die folgende, welche der Chronist aus dem Leben des berühmten Schauspielers Ludwig Devrient erzählt, könnte sich darum in diesem Jahrhundert kaum noch ereignen, selbst wenn die gleichen äußeren Umstände gegeben wären . . .

An einem Märzmorgen — es mochte zwischen neun und zehn Uhr sein — fuhr vor nahezu hundert Jahren in Landsberg an der Warthe eine Postkutsche ein. Die Räder waren vom Schlamm der Landstraße bespritzt, die Pferde müde und abgetrieben. Als der Wagen hielt, kletterte der Postillon von seinem hohen Sitz herab, der Wirt trat vor die Schenke, und seine herbeieilenden Knechte spannten das Geschirr aus, um die Pferde zu wechseln. Der Vorhang des Postkutschenfensters wurde aufgezogen, das scharfe Profil eines Fremden zeigte sich hinter den Scheiben; spähende, kluge Augen blickten auf den Kreis der Neugierigen, die sich um den Wagen geschart hatten. Es war Ludwig Devrient, der — auf dem Gipfel seines Ruhmes stehend — sich auf einer Reise nach Königsberg befand, um dort zu gastieren. Während der Kutscher mit den Pferdeknechten verhandelte, stieg er langsam und würdevoll aus dem Postwagen und betrat über die drei Steintreppen die von der Morgensonne beleuchtete Gaststube. Er setzte sich an einen der langen Holztische und forderte eine Flasche Wein. Als er den Blick durch den Raum wandern ließ, an dessen Wänden vergilbte Kupferstiche hingen, blieben seine Augen plötzlich auf einem gedruckten Zettel haften, der in der Mitte des Tisches lag. Es war ein Komödienzettel, der die letzte Vorstellung der „Königlich privilegierten Wagnerschen Gesellschaft" für den gleichen Abend ankündigte. —

„Hoho!" ruft Devrient, zu dem Wirt gewendet. „Wird hier auch Komödie gespielt?" — Und als der Wirt bejaht: „Haben die Leute gute Geschäfte gemacht?"

„Leider nicht", gesteht der Wirt kleinlaut, „es steht sehr schlecht um sie. Der Direktor steckt tief in den Schulden, da er keine Gage bezahlen kann, und die Schauspieler, die bereits auf ihr Gehalt Anleihen gemacht haben, verlieren ihre letzte Habe. Die Gesellschaft befindet sich in der Auflösung; der arme, alte Mann ist in großer Bedrängnis."

Bei diesen Worten zeigt der Wirt in ein Nebenzimmer, in dem ein Greis in abgeschabtem Anzuge mit stumpfen Blicken vor seinem Glase sitzt. Devrient erhebt sich und geht zu ihm. „Herr Kollege", sagt er, „ich höre, Ihre Geschäfte stehen schlecht. Sie sollten sich einen Künstler von Ruf aus Berlin kommen lassen, etwa Wolf, den alten Unzelmann, Beschort, Lemm oder —" setzte er bescheiden hinzu — „Devrient. Die könnten Ihnen vielleicht helfen!"

Der Direktor sieht ihn mit seinen grauen, von Leid getrübten Augen an. „Du lieber Himmel!" ruft er. „Diese erlauchten Herren auf meinem schlechten Nudelbrett!"

„Ach was, Nudelbrett!" erwidert Devrient. „Die Bretter geben dem Künstler keinen Wert, er muß ihn mitbringen."

„Aber wie soll ich sie honorieren?"

„Vielleicht tut es einer umsonst."

Der Alte schüttelt leise den Kopf.

„Gehen Sie nach Hause!" ruft Devrient und schlägt ihn freundschaftlich auf die Schulter. „Treffen Sie sofort Anstalten und lassen Sie es in der ganzen Stadt bekannt machen, daß Ludwig Devrient heute abend als Romeo in Ihrem Theater auftreten wird!"

Der alte Wagner lächelt verlegen. „Da würde ich schön ankommen", meint er, „das Publikum anführen — es würde mich umbringen, wir müssen hier schnellstens verduften." —

„Anführen? Was denken Sie! Lassen Sie auf der Stelle alles vorbereiten, inserieren Sie, plakatieren Sie, schicken Sie Ihren Kassierer in die Bürgerhäuser, sagen Sie es öffentlich austrommeln: Devrient wird bei Ihnen gastieren! Ludwig Devrient läßt keinen Kollegen im Stich. — Denn Ludwig Devrient steht vor Ihnen!" —

Der Direktor fuhr, wie vom Donner gerührt, von seinem Stuhle hoch und starrte den Sprecher entgeistert an. Der Wirt eilte herzu, und da er sogleich mit sicherem Instinkt ein Geschäft witterte, rief er seine Frau, seine Tochter und sein ganzes Gesinde, die er in Gruppen einteilte, um die Neuigkeit in der Stadt zu verbreiten. Er selbst begab sich zum Bürgermeister, zum Pfarrer, zum Lehrer, zum Arzt und zum Apotheker und berichtete brühheiß, welche Ehre seinem Etablissement widerfahren sei und welche noch größere Ehre heute abend der Bretterbühne, die im Garten seines Grundstückes lag, zuteil werden würde. Die Folge davon war, daß die Sensation wie ein Lauffeuer durch den ganzen Ort ging, und noch lange vor Beginn der Vorstellung waren alle Plätze ausverkauft. Die Tochter des alten Schmierendirektors, die erst achtzehn Jahre zählte, spielte hingerissen eine aufrichtig liebende Julia. Es gab einen rauschenden Erfolg. Aber was der „Königlich privilegierten Wagnerschen Gesellschaft" das Wertvollste war: Es gab bares Geld! Die Summe war nicht unbeträchtlich, die das eine Gastspiel abgeworfen hatte; denn sie überstieg die Einnahmen eines ganzen Monats. Noch beträchtlicher aber waren die Schulden der Truppe, und so kam es, daß selbst diese außergewöhnliche Einnahme nur zur Hälfte ausreichte, um sie zu decken. Allein das bekümmerte Devrient wenig. Als man nach der Vorstellung bei einem kleinen Weingelage, dessen Gastgeber der Berliner Schauspieler war, in dem hinteren Zimmer des Wirtshauses zusammensaß, meinte er: „Spielen wir noch einmal, dann wird alles in Ordnung sein!" —

Der zweiten Vorstellung, die dem Gast große Ehren brachte, folgte noch eine dritte. Dann hatte sich in der Kasse soviel Geld angesammelt, daß die in Verlegenheit geratene Theatergesellschaft genügend Kostgeld für ihre Weiterreise hatte. Anders stand es mit Devrient. Nach dieser dritten Vorstellung hatte er selbst beinahe sein Reisegeld in vielen Frühstücken und nächtlichen Grogs für die Herren Kollegen ausgegeben. Doch er setzte seine Reise nach Königsberg in dem stolzen Bewußtsein fort, durch seine Kunst auch einmal ein Werk der Menschlichkeit, die er sonst nur auf der Bühne darstellte, in Wahrheit getan zu haben. — —

Aber auch eine gute Tat kann Schmerzen hinterlassen!.. Bis an ihr Lebensende bewahrte die zurückgebliebene Julia ihrem entschwundenen Romeo ein sehnsüchtiges Gedenken, — ohne die Hoffnung, den Geliebten dreier Abende jemals wiederzusehen.

Ein deutsches Raketenflugschiff im Bau.

Seit drei Jahren liest man, daß der Amerikaner Prof. R. H. Goddard dem Mond einen Raketengruß zu senden gedenkt, in Gestalt einer Pulver-Doppelrakete, die einige Kilogramm Leuchtsalz auf den Mond tragen und dort zum Beweis ihres Eintreffens zur Entflammung bringen soll. In Deutschland hat Prof. H. Oberth die Konstruktion eines bemannbaren Raketenweltraumschiffes mit flüssigen Treibstoffen angegeben. Bis heute ist ihm ein sichtbarer Erfolg nicht beschieden gewesen.

In gewissem Gegensatz zu den Vorgenannten und jenen anderen Forschern, die sich sozusagen gleich den Mond als Ziel genommen haben, kündigt nun der bekannte Schriftsteller und Privatastronom, ehemaliger Fliegeroffizier Max Valier an, daß er einen neuen Weg zur Lösung des Problems gefunden habe. Valier will nämlich das spätere Weltraumschiff über verschieden Zwischenstufen aus dem heutigen Flugzeug heraus entwickeln. Es ist Valier bereits gelungen, ernste Fachmänner, darunter auch den gefeierten Oberleutnant Udet, für die praktische Durchführung seiner Pläne zu interessieren.

Vorausgesetzt, daß die finanziellen und technischen Möglichkeiten geschaffen werden können, sollen schon in diesem Winter an einem noch flugzeugartigen Modell von 2—3 Meter Spannweite die Valierschen Raketen als Antriebsmotoren erprobt werden. Gelingen diese Vorversuche nach Erwarten, so gedenkt Valier im kommenden Sommer unter Einsetzung seines Lebens durch einen persönlichen Aufstieg zu beweisen, daß die Auffahrt mit einem derartigen Raketenschiff für einen Menschen möglich ist. Später wird dann die Erreichung immer größerer Höhen angestrebt. Glückt es, Stratosphärenflüge auszuführen und den bisherigen Welt-Höhenrekord zu brechen, dann hofft Valier seine Raketenschiffe in einigen Jahren so weit zu vervollkommen, daß sie mehrere hundert Kilometer hoch steigen und gestatten, sich einige Zeit an der Grenze der Erdatmosphäre im freien Weltenraume aufzuhalten, was wissenschaftlich ohne Zweifel von allergrößtem Interesse wäre. Ist auch dies erreicht, dann bezweifelt Valier nicht mehr, daß ihm oder seinen Nachfolgern der wirkliche Vorstoß in den Weltenraum gelingen muß. Doch nicht darum handelt es sich heute, den ersten Schritt nur gilt es zu tun!

Der Paliersche Plan berührt gerade durch den stufenweisen Aufbau der Versuche, die den Sprung ins Ungewisse in mehrere kleinere Abschnitte vom Bekannten zum Unbekannten zerlegen, sehr sympathisch. Jedenfalls verdient Valier in allen Kreisen lebhafteste Anteilnahme und tatkräftigste Förderung.

Eine Bettlerparade.

Zu welchen Einfällen Leute gelangen, die das Betteln der Arbeit vorziehen, zeigt deutlich ein interessanter Zwischenfall, der sich am Sonntag bei einer katholischen Kirchhofsfeier in Riga abspielte. Ein Heer von 300 Bettlern aller Nationalitäten umlagerte den Friedhof. Viele von ihnen hatten sich, dem Anlaß entsprechend, in Katholiken verwandelt und beteten einen Rosenkranz ab und murmelten dazu einige schnell für diesen Zweck erlernte polnische oder litauische Worte. Diese Idylle störte der Kontrolleur der sozialen Fürsorge, der auf dem Friedhof erschien und eine Anzahl ihm bekannter gewerbsmäßiger Bettler in der Menge vorfand. Da die Übermacht des Bettlerheeres zu groß war, bat er telephonisch polizeiliche Unterstützung herbei. Das Erscheinen der Polizei in einer Stärke von vier Beamten brachte die Menge in die größte Verwirrung. Hinkende und Gelähmte fielen aus ihrer Rolle, warfen die Krücken fort und ergriffen vor den Hütern der Ordnung die Flucht, wobei sie eine Geschwindigkeit entwickelten, um die sie vielleicht ein Nurmi beneidet hätte. Da auch ein Polizist bloß zwei Hände hat, mit jeder Hand aber beim besten Willen nicht mehr als zwei widerstrebende Bettler festhalten kann, konnten nur 16 Bettler gefaßt werden.

Bei ihrer Tätigkeit stießen die Polizisten auf einigen Widerstand beim gebefreundlichen Publikum, das warm für die „armen Bettler" eintrat, die so roh aus ihrer Gebetsvertiefung aufgestört worden seien.

Erst als der Kontrolleur dem Publikum auseinandersetzte, die Festgenommenen seien gewerbsmäßige Bettler, die die Mildtätigkeit mitleidiger Menschen unter Profanierung der katholischen Gebräuche ausnutzten, legte sich die Erregung des Publikums, das immer geneigt ist, in Bettlern bemitleidenswerte Geschöpfe zu sehen.

Lustige Rundschau



* **Ein tüchtiger Schwiegersohn.** Schwiegermutter: „Meine Tochter singt und spielt Harfe, sie hat Botanik, Zoologie und Bakteriologie studiert, und sie spricht englisch, französisch, italienisch und spanisch, und was können Sie?" — Schwiegersohn in spe: „Gut aufwaschen, wenn sie gerade keine Zeit haben sollte."

*

* **Unersättlich.** Verehrer: „Oh, liebste Erna, nur einen Kuß, einen einzigen Kuß von Ihren Rosenlippen, und dann . . ." — Sie: „Nun? Und dann . . .?" — Verehrer: „Und dann — noch einen."

*

* **Beim Zahnarzt.** „Warum schreien Sie denn so, Mann, ich habe ja den Zahn noch gar nicht angerührt!" — „Nein, Herr Doktor, aber Sie stehen auf meinem Hühnerauge."

*

* **Schwieriges Geschäft.** „Aber, Bergofer, wie kommt Ihr nur auf den Gedanken, auf Eure alten Tage noch nach Amerika zu fahren?" — „Ja, mei Bruder hat mi was gefragt, der wo drübe is, und eh' ich dem an Brief schreib', fahr' ich doch lieber glei' niewer. Sonst könnt's zu lange dauern."

*

* **Gute Bedienung.** Gast: „Sagen Sie mal, Herr Ober, wann bekomme ich denn endlich das bestellte Essen?" — Kellner: „Ist's denn so eilig, mein Herr?" — Gast: „Na gewiß, ich will morgen weiter fahren."

*

* **Stimmt.** „Watt sagen Se, 15 Pfennig wär zu teuer für die Straßenbahn? Männeken, vor 100 Jahren konnten Se nicht mal für 100 Mark mit de Elektrischen fahren!"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.